

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **42 (1967)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen

und leben

in der

genossenschaft

Barbara:

Nimmt man uns nicht ein bitzeli auf den Hut?

Will man mit meinem Gatten in Frieden leben, muss man unter anderem ein Thema meiden: die moderne Kunst, insbesondere die Malerei und Bildhauerei. Er wird grad finschter verrückt, fängt man davon an. Dass er dort eine seiner Achillesfersen, d. h. einen verwundbaren Punkt hat, hatte seinerzeit natürlich auch unser Sohn, als er sich in einem gewissen Alter befand, gemerkt, und er schnitt mit Vorliebe beim Essen zu meiner mittleren Freude dieses heikle Sujet an. Da mein «Ältester» aus mir unerfindlichen Gründen auf dem Gebiete innerlich sehr engagiert ist, schnappte er jeweils darauf ein, stieg wie eine Rakete in die Lüfte, und sie stritten sich. Zu einem Kompromiss gelangten sie nicht: Der eine beharrte auf seinem Standpunkt und der andere auf seinem. Der Sohn war für die moderne Kunst, vielleicht nur aus Widerspruchsgeist, und der Vater war dagegen. Ich selber hielt mich aus dem Streit heraus und sagte, ich verstehe nichts davon, was sich wahrscheinlich aus meiner geistigen Beschränktheit erkläre. Das fiel mir nicht schwer, weil mir die moderne Kunst kein besonderes Anliegen ist. Ich beabsichtigte mit meiner Bemerkung, meinem Sohne den Wind aus den Segeln zu nehmen, was mir gelang. Es ist nicht interessant, mit einer wurstigen Person zu diskutieren, die noch dazu eisern entschlossen ist, nicht darauf einzugehen.

Später unternahm ich einen Versuch, meinen Ehemann mit der modernen Kunst anzufreunden, und forderte ihn auf, mich an einen Vortrag über einen abstrakten Maler zu begleiten nach dem Goetheschen Motto: Das ewig Weibliche zieht uns hinan! Mit dem Hinanziehen war es nichts. Er sass mit einem verdrossen-mürrischen Gesicht da und schimpfte nachher noch stundenlang, so dass ich das Experiment nicht wiederholte. Seine Abneigung dagegen ist tiefgründig. Unlängst mussten wir an einem Lichtbildervortrag über Malerei teilnehmen, um acte de présence zu machen. Der erste Teil war der Entwicklung der Malerei durch die Jahrhunderte hindurch gewidmet. Das war schön. Der zweite befasste sich mit der abstrakten Malerei, und der Referent sagte, sie müsse vom autonomen Punkt her begriffen werden. Mein Lebensgefährte murmelte, er müsse morgen früh aufstehen und gehe jetzt heim. Am nächsten Morgen rief er empört aus: «Der autonome Punkt? Ha! Was für ein Blödsinn!» Ich konnte nicht umhin, zuzugeben, dass ich auch nicht kapiert hatte, was ein autonomer, eigengesetzlicher Punkt sei, und es besteht wenig Aussicht, dass ich es jemals begreifen werde.

Seither habe ich noch eine Freundin an eine Ausstellung eines abstrakten Malers begleitet. Ihre weiteren Freundinnen schwärmen für moderne Kunst, und sie hat und gibt sich Mühe, sich mit dieser Kunstgattung in einem positiven Sinne auseinanderzusetzen. Es waren viele Leute anwesend, die wie wir aufmerksam den Worten des Kunsthistorikers lauschten, der uns die Bilder erklärte. Ohne Erklärung kommt man so-

wieso nicht nach und mit Erklärung auch nicht oder mässig. Auf dem Heimweg fragte ich sie: «Bist du sicher, dass man uns in Sachen moderner Kunst nicht öppedie unerkannt auf den Hut nimmt und zum Narren hält? Ist das wirklich echte Kunst?» Sie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Seit Picasso offiziell zugegeben hat, dass er sich in seiner Malerei dem überspannten Geschmack der Snobs, die ihm das Geld in rauhen Mengen nachwerfen, angepasst habe, traue ich dem «Züg» nicht mehr so ganz. Picasso war in jüngeren Jahren ein grosser Könnner. Er kann malen. Er ist kein Stümper, aber wenn seine spinnigen Kunden gerne ein Porträt mit zwei Nasen und schielenden Augen drauf haben wollen, dann sollen sie es so haben, wird er sich gedacht haben. Und die Kunstkritiker bemühen sich, uns Armen im Geiste darzulegen, hinter den zwei Nasen stecke ein grüslü tiefer Sinn. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!

Kam da einmal im Radio ein Hörspiel, in dem es um ein Ofenrohr ging. Ein Mann, der in der Jury einer Kunstausstellung ein massgebendes Wort zu reden hatte, schloss eine Wette ab, er werde der Jury ein Ofenrohr, das per Zufall in die Ausstellung hineingeraten war, als Kunstwerk par excellence aufschwätzen und die Jury so weit bringen, das Rohr mit dem ersten Preis auszuzeichnen. Das Ofenrohr bekam den Preis. Ich lachte Tränen. Jede Satire ist überspitzt und übertreibt, aber etwas ist halt doch dran. Das kommt davon, wenn sich niemand mehr getraut, zu sagen: «Das ist ja bloss ein Ofenrohr und kein Kunstwerk. Das ist ja nur eine angestrichene Fläche. Wo bleibt die Kunst?» – aus lauter Angst, man könnte ihn für einen Spiessbürger und Banausen halten. Nehmen wir die Heureka-Maschine des Herrn Tinguely. Als ich sie an der Expo in Lausanne in vollem Betriebe sah und hörte, brach ich spontan in ein Gelächter aus. Sie dünkte mich im ersten Moment schandbar lustig, während meine Nachbarin, eine künstlerisch interessierte und humorvolle Frau, dem Geratter, Gerassel und Geknatter nichts abzugewinnen vermochte. Die Heureka-Maschine symbolisiert den Leerlauf des Lebens. Aus guten Gründen lehnt sie es ab, das Leben als einen Leerlauf aufzufassen, obschon in dieser These ebenfalls ein Korn an Wahrheit enthalten ist. Ist die Heureka-Maschine als ein Kunstwerk zu betrachten? Nein. Sie ist eine originelle Bastelei, mehr nicht. Wir haben mit grosser Heiterkeit verfolgt, wie wenig erfreut unsere Mitbürger in Zürich über die ihnen geschenkte Heureka sind und was für Kontroversen entbrannten, bis sie endlich im stillen Gelände am See ihren Standort fand. Niemand wollte sie in der näheren Umgebung. Wer will denn schon ein derart hässliches Gebilde, das so viel Krach macht, in der Nachbarschaft? Haben wir nicht Lärm sonst genug? Der von der Heureka versinnbildlichte Leerlauf wird dadurch bestätigt, dass tagtäglich ein städtischer Angestellter hinrennen muss, um das Monstrum anzulassen und abzustellen. Vermutlich hätte er Gescheiteres zu tun.

Lasset uns schweigen über die dünnen, ausgemergelten Pferde mit schröcklich langen Hälsen und über die Frauengestalten, deren Busen am falschen Ort ist und die dreinschauen, als ob sie hochgradig schwachsinnig wären, die von den modernen

Bildhauern geschaffen werden. Wenden wir uns der heutigen Dichtkunst zu, deren Produkte wir etwa in der Sonntagsnummer der Tageszeitungen, die sich dazu berufen fühlen, sich für die moderne Dichtung einzusetzen und sie populär zu machen, lesen können. Als Parodie darauf hat mein Gatte folgendes Gedicht verfasst:

Frühling
 Angekelt,
 vom Nichts durchflossen,
 Wind, Wind,
 blaue Bäume am Horizont!

Es gab mir fast etwas, so musste ich lachen, als er es mir überreichte. «Man muss möglichst nichts denken und irgend etwas hinkafeln. Ein Gedankenzusammenhang ist unerwünscht. Frühling heisst es, weil es einen Titel haben muss. Der Titel braucht keinen Zusammenhang mit dem Text zu haben.» In weniger als fünf Minuten hatte er die paar Zeilen hingeschmiert. Als Beispiel für viele Gedichte, die publiziert werden, ist es geradezu glänzend getroffen. Ein fertiger Wortsalat, ein nihilistisches, schizophrenes, zusammenhangloses Gestammel. Anders kann man es nicht charakterisieren. Überhaupt habe ich den Eindruck, dass die Mentalität und die Sprache der Geisteskranken und Verwahrlosten zum Teil in der Literatur und in anderen Kunstzweigen nachgeahmt werden. Das soll allwäg originell sein.

Nun zur Musik. Kürzlich habe ich einen Artikel zum zehnten Todesjahr von Othmar Schoeck gelesen, der ein hochbegabter Komponist war, auf den die Schweiz stolz sein kann. Trotzdem er ein moderner Komponist ist, hat er nie vergessen, dass Musik immer Musik sein soll, himmlischer Tau für das Men-

schenherz, falls dieses heute noch solche Ansprüche erheben kann, hiess es in Klammer. Seine Musik ist melodios, obgleich modern dynamisch bewegt. Seine Lieder sind wunderschön und sprechen das Gemüt an. Wir haben sie in der Schule mit Begeisterung gesungen. Im allgemeinen entbehrt man indessen den himmlischen Tau bei der allzu modernen Musik sehr. Sie ist voller Dissonanzen, die sich nicht in Harmonie auflösen, und es kommt nicht von ungefähr, dass die supermodernen Stücke in die Mitte des Konzertprogramms eingebaut werden. Auf die Weise zwingt man das Publikum, auszuhalten, das sonst möglicherweise weglaufen oder verspätet anrücken würde. Es ist noch nicht so lange her, da wurde gepfiffen. Das gewöhnlich brave, disziplinierte Publikum erhob sich ostentativ von den Plätzen und lief weg. Was soll uns eine Musik bar jeglichen Gefühls und jeglicher Harmonie? Es mag eine beachtliche Leistung sein, Schreibmaschinengeklapper in Musik umzusetzen. Mir sagt das nichts.

Die Befürworter der modernen Kunst machen geltend, jede neue Kunstrichtung habe zuerst Mühe, sich durchzusetzen, und viele bedeutende, ja unsterbliche Künstler seien erst nach ihrem Tode verstanden und anerkannt worden, nicht zuletzt auch Othmar Schoeck. Das stimmt. Einewäg bin ich überzeugt davon, dass vieles, das heute produziert wird, mit Recht untergehen wird, weil es liederlich, ungekonnt, talent- und geschmacklos, krampfhaft-originell und maniert-schizophren ist, wobei ich annehmen möchte, dass das schizophrene Getue Theater ist. Wo künstlerisch wertvolle Ideen, echte Gestaltungskraft, Talent und Hingabe fehlen, kann ein unsere Zeit überdauerndes Kunstwerk gar nicht entstehen. Seien wir auf der Hut, auf dass wir nicht jeden Bockmist mit Kunst verwechseln.

Unser Garten im Herbst

Warum ist es im Herbst so bunt?

Auf die Pracht der Sommerblüher und die Reifezeit der Früchte folgt im Garten noch einmal ein wahres Feuerwerk der Farben, das den Herbst ebenso schön macht wie Frühling und Sommer. Der Gartenfreund freut sich darüber, staunt und fragt sich, wie diese Farbenpracht entsteht. Dass die Blätter grün sind, weil in ihnen viele Chlorophyllkörner enthalten sind, weiss er. Das grüne Chlorophyll lässt sich jedoch in zwei Farbstoffe trennen, einen gelben und einen blaugrünen. Der blaugrüne Teil des Farbstoffes wandert durch die Blattadern in die Zweige des Baumes zurück und wird dort zur Verwendung im nächsten Frühjahr aufgespeichert. Der gelbe Farbstoff bleibt dagegen im Blatt zurück und lässt es gelb erscheinen. Die rötliche Blattfärbung kommt daher, dass die absterbenden Blätter den aufgenommenen Sauerstoff nicht mehr vollständig verarbeiten können. Der übrigbleibende Sauerstoff färbt den noch im Zellsaft vorhandenen Farbstoff rot. Braun werden die Blätter am Ende, weil der Sauerstoff im absterbenden Blatt in die Zellwände und schliesslich sogar in das Blattgrün eindringt, das dadurch allmählich eine braune Farbtonung erhält.

Wer jetzt Ziergehölze pflanzt, sollte auch an solche Bäume und Sträucher denken, die sich durch eine besonders schöne Herbstfärbung auszeichnen. Unter diesen späten Blattschönheiten befinden sich viele Gehölze, deren Namen jeder kennt: Ahorn, Felsenbirnen, Strauchkastanien, verschiedene Berberitzen- und Hartriegelarten, der Essigbaum, Mahonien, Zwergmispeln, eine Reihe Zieräpfel, Rhododendren, Eichen, Ebereschen, Rotbuchen und viele andere mehr. Auch Schling- und Kletterpflanzen leuchten an Häuserwänden und

Pergolen: da glüht der Purpur des Wilden Weines, das Bronzerot der Scheinrebe, Ampelopsis, oder das satte Gelb des Baumwürgers. Erst die Winterkälte beendet das herbstliche Fest der Farben. Und das ist gut so. Behielten die Gehölze ihre Blätter, müssten sie verdorren, weil die Blätter unvermindert Wasser verdunsten liessen, während die Wurzeln keine Feuchtigkeit aufnehmen können. J.

So sägt man einen dicken Ast ab

In gut gepflegten, also auch regelmässig ausgelichteten Baumkronen muss nur selten ein dicker Ast abgesägt werden. Alle Schnittmassnahmen zielen darauf hin, dass frühzeitig und da-



mit ohne viel Substanzverlust und grosse Wunden weggenommen wird, was überflüssig ist. Aber wenn der Baum verjüngt oder umveredelt werden soll, wenn Äste gebrochen sind, etwa unter der Last einer zu reichen Ernte, unter Schneedruck oder in einem starken Sturm, muss man wissen, wie ein dicker Ast richtig abgesägt wird.

Ein älterer Ast hat ein erhebliches Gewicht. Sägt man ihn nur einfach von oben her ein, so reisst diese Last schon bald den Ast herunter. An der Sägestelle spaltet sich das Holz in Längsrichtung beim Köpfen oder lange Rindenstreifen reissen ab, wenn unmittelbar am Stamm gesägt wird (Bild). Solche Wunden gehen immer sehr tief und sind ausgedehnt. Sie brauchen lange, um wieder zu verheilen, selbst wenn sie fachgerecht verbunden werden. Deshalb wird ein schwerer Ast zunächst ein ganzes Stück vor der endgültigen Schnittstelle abgesägt. Dabei schneidet man erst von unten her ein Stück ein (1), so dass der Ast nicht weiter aufschlitzen kann. Erst danach wird ein weiterer Schnitt von oben angesetzt (2), der den Ast ohne Risswunden endgültig abtrennt. Nun ist nur noch ein kurzer Stumpfen nahe am Stamm abzusägen, wobei auch wieder die Fasern von unten her ein Stück weit durchgetrennt werden, damit der durchgehende Schlusschnitt ohne Risiko verläuft (3).

Wo der letzte Schnitt angesetzt wird, bestimmen drei Gesichtspunkte. Einmal sollte man die Wunde so klein wie möglich halten. Wächst also ein dicker Ast kegelförmig aus dem Stamm, wird man nicht diese ganze Basis mit absägen. Zum anderen darf aber kein Stummel stehenbleiben, der dann eintrocknet und ein offenes Tor für Schädlinge und Krankheiten bildet. Drittens sollen die Schnittflächen möglichst senkrecht verlaufen oder doch zumindest so, dass möglichst wenig Feuchtigkeit eindringen kann. J.

Gute Beleuchtung verhütet Unfälle

Die Schweizerische Beratungsstelle für Unfallverhütung teilt mit:

Wenn der Schalter nicht selbstleuchtend ist, muss ein öffentliches Treppenhaus ständig genügend beleuchtet sein. Beleuchtungsphasen automatischer Lichtanlagen sollten so gewählt werden, dass auch ein bedächtiger Mensch sein Stockwerk erreicht, ohne dass er plötzlich von der Finsternis überrascht wird. Unsere schnelle Zeit denkt allzu gerne nur an junge, lebhaft Menschen.

In der Wohnung selbst ist zu beachten, dass man nie durch einen dunkeln Raum gehen sollte, um einen Schalter zu betätigen. Wie mancher Korridor kann nur von der Wohnungstüre aus beleuchtet und wieder verdunkelt werden! Man hat sich also nach dem Auslösen durch den dunkeln Gang zu tasten oder muss sich damit behelfen, eine Türe offen zu lassen.

Von jedem Bett aus sollte eine Lichtquelle betätigt werden können. Wo dies nicht möglich ist, kann ein Schalter mit Leuchtknopf gute Dienste leisten, der das Zimmer ständig schwach aufhellt. Er wird in eine Steckdose gesteckt und verbraucht äusserst wenig Elektrizität. Als günstig erweist sich der Leuchtknopf auch, wenn Gäste da sind, welche die Wohnung schlecht kennen, oder wenn Kranke gepflegt werden müssen. Im übrigen gehört in jeden Haushalt eine Taschenlampe.

Hausherr und Hausfrau tragen die Verantwortung, dass in ihren Wänden niemand wegen mangelnder Voraussicht zu Fall kommt. Genügt die Beleuchtung in Ihrer Wohnung? Von 700 tödlich verlaufenen Stürzen in einem einzigen Jahr sind viele auf mangelhafte Beleuchtung zurückzuführen.

Sei es für

- ▶ Radio
 - ▶ Hochfrequenz
 - ▶ Niederfrequenz
- } über Draht
- ▶ Grammo-Stereo
 - ▶ Fernsehen mit Antenne
 - ▶ Fernsehen über Draht
 - ▶ Gemeinschaftsanlagen

ob für den Einzelnen,

ob für viele,

immer wieder führt der Weg

zu REDIFFUSION

in **ZÜRICH** Telephon
 ans Limmatquai 30 32 06 06
 an die Gartenhofstrasse 17 27 00 90

ST. GALLEN
 an die Hintere Schützengasse 2 22 30 68

BIEL
 an die Kanalgasse 28 2 57 79

LAUSANNE
 Escaliers du Grand-Pont 6 23 64 53

zu RADIBUS

in **BASEL** Telephon
 an den Spalenring 150 39 02 00

BERN
 an die Gerechtigkeitsgasse 72 2 13 20